

Doktor falsus

Traum und Wirklichkeit

Nachts, wenn die anderen schliefen, trat Heribert Steck vor seinen Richter, und dann hagelte es Urteile: arbeitsrechtliche und strafrechtliche. Einen ganzen Albtraum lang stand Heribert im Gerichtssaal und lauschte den Urteilsbegründungen. Sein Anwalt saß neben ihm und gab den Richtern in allen Punkten recht: Da sei in der Tat gar nichts mehr zu machen. Steck sei ein Betrüger, ein Hochstapler, schlimmer als Felix Krull...

Irgendwann kam der Punkt, wo Heribert verschwitzt aufwachte und fühlte, wie Recht sie alle hatten: Ja, ein Betrüger und Hochstapler war er gewesen. Aber das war Jahre her! Er hatte seine Strafe abgessen. Tagsüber war er ein normaler Bürger. Nachts kamen die Alpträume, und mit ihnen seine kriminelle Vergangenheit, so scharf und klar, als hätte er gestern erst seinen letzten Patienten operiert... er, der gelernte Amtmann und abgebrochene Kunststudent, dem die beruflichen Erfolge erst als Hochstapler im Medizinbetrieb vergönnt gewesen waren.

Erster Anlauf

Im März 1992 bestand Heribert Steck in München die Abschlussprüfung im Staatsdienst. Er erhielt die Note „gut“ und arbeitete bis zum August 1993 als Amtmann. Ein trostloser Job, wie er fand, das Beamtendasein, die immer gleichen Alltagsaufgaben, die mickrige Bezahlungsguppe... das alles langweilte ihn, es war so gar nichts für

jemanden, der sich zu Höherem berufen sah. Heribert fühlte, dass das Leben noch viel mit ihm vorhatte, und dass seine künftigen Erfolge irgendwo außerhalb der Amtsstube liegen mussten.

Er kündigte und nahm ein Fernstudium der Bildenden Künste auf, doch das war auch nicht das Richtige. Was sollte er tun? Heribert wollte helfen, für andere Menschen da sein und ihnen Zuversicht geben – und er wollte bewundert werden. Langsam wurde ihm klar, welche Rolle ihm wie auf den Leib geschneidert war: Arzt! Das war es. Als Arzt wollte er arbeiten.

Heribert konnte gut mit Menschen umgehen, sie fassten schnell Vertrauen zu ihm. Er war umgänglich, freundlich, nicht überheblich und konnte zu fast jedem Menschen rasch Zugang finden. Ob Mütterchen vom Land oder Akademiker: Heribert fand intuitiv den richtigen Ton, die richtige Sprache – das war seine Stärke.

Und dumm war er übrigens auch nicht, das hatte schon die Schule gezeigt. Aber das Schicksal hatte in seiner Willkür entschieden, dass er als Sohn eines Landwirts und einer „Ungelernten“ zur Welt kam. Ein Medizinstudium wäre für seine Eltern nie in Betracht gekommen, schon aus finanziellen Gründen war seine Ausbildung die bessere Lösung gewesen.

Heribert Steck war Mitte zwanzig und begann zu begreifen, welchen Mechanismen er seinen sozialen Status verdankte. Er fühlte sich vom Leben betrogen. Und er war bereit, sich zu revanchieren, indem er selber betrog. Arzt sein – das entsprach viel mehr seiner Begabung als zuhause die Kühe zu hüten oder im Amt Asylanträge abzustempeln.

In einem ländlichen Krankenhaus bei München wagte Heribert Steck sein Karriere-Glück zum ersten Mal und stellte sich als Dr. med. Hans

Sandt vor – ein junger Arzt, chirurgisch interessiert, frisch von der Universität und mit frisch gefälschter Approbationsurkunde. Seine Sorge wegen des Vorstellungsgesprächs war unbegründet: Das terminologische Halbwissen aus Zivildienstzeiten und der beiläufig übermittelte Gruß seines Doktorvaters an den künftigen Chef brachten ihn sicher durch die 30 Minuten. Eine Woche später stand er zum ersten Mal im OP. Er war begeistert: endlich Chirurg.

Die Approbationsurkunde hatte er im Original von einem Freund ausgeliehen und sich dann mit seinem PC und einem einfachen Kopierer „zu eigen“ gemacht: Namen und Daten des Freundes wurden an seine Bedürfnisse angepasst, die geänderte Urkunde wurde noch einmal kopiert und mit einem gefälschten Beglaubigungsvermerk versehen. An diesem Punkt spürte er erstmals einen Anflug von Dankbarkeit für seine Ausbildung – wie gut, dass er wusste, wie ein solcher Vermerk aussehen musste.

Drei Monate lang ging Heribert mit in den OP und lernte. Er lernte Fachliches, und er lernte, wie man als Arzt auftrat. Wochenlang konnte er kaum glauben, dass alles so einfach war. Und immer wieder bekam er Panik, entdeckt zu werden. Seine Rolle war ihm noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen – er merkte die innere Distanz, denn er hatte nie Medizin studiert, kam nicht einmal aus einer Medizinerfamilie. Ihm fehlte die Selbstverständlichkeit des ärztlichen Auftritts.

Doch Heribert wuchs an seinen Aufgaben, und seine Angst nahm ab. Im Laufe der Wochen wurde er ruhiger und sicherer. Einer der Assistenten zeigte ihm abends im Arztzimmer die Grundlagen des Nähens an einer Orange. Steck übte zu Hause an Früchten und Fleischstücken weiter: den Umgang mit Messer und Nahtmaterial, die Knotentechnik, die Haltung der Instrumente, die feinmotorischen Abläufe. Im OP schien niemand zu bemerken, dass er kein Mediziner war. Obwohl es

gut lief, ging „Dr. Sandt“ nach nur drei Monaten wieder zurück nach München. Ihm war langweilig auf dem Land – und in München wartete eine neue Stelle in einem Rehabilitationszentrum auf ihn.

Dieser Karriereschritt aber brachte Dr. Sandt wenig Glück. Nach nur 10 Tagen flog er auf. Er hatte mit seinen Diagnosen mehrfach so sensationell danebengelegt, dass ihn die Kollegen zur Rede stellten. Seine Ausflüchte und Erklärungsversuche machten alles nur noch schlimmer, Stecks Fassade war nicht mehr aufrecht zu erhalten: Er sagte seinen Kollegen die Wahrheit, diese wandten sich an den Chefarzt und die Klinikleitung.

Die Klinik erstattete Anzeige, Steck gestand alles: Ja, er habe „ganz großen Mist“ gebaut, und er habe keine Ahnung, was ihn da geritten habe. Und nein, das werde nie wieder vorkommen. Das Gericht verfuhr nachsichtig mit dem reuigen Sünder. Es blieb bei einer Geldstrafe – und Steck fühlte sich nur von einer Konsequenz wirklich hart getroffen: Dass er entdeckt worden war! Wäre er doch nur auf dem Land geblieben!

Neues Spiel, neues Glück

Um sich zu erholen, fuhr Heribert Steck für ein paar Tage ans Mittelmeer. Er war allein, aber er genoss die unbeschwerteten Tage in Italien, Tage voller Sonne, mit köstlichem Essen und frischer Seeluft. Während er am Strand lag und sein Leben überdachte, reifte der Entschluss in ihm: Er würde es noch einmal als Arzt versuchen. Eigentlich war er als Arzt gar nicht schlecht gewesen. Sollte die Menschheit einen empathischen Mediziner verlieren? Sollte er selbst seine Träume beerdigen? Und am Ende noch zurück in den Staatsdienst? Mit seiner Vergangenheit war das doch unmöglich... und eine andere Ausbildung hatte er nicht.

Nach seiner Rückkehr studierte er die Stellenanzeigen. In Frankfurt am Main wurde ein Chirurg gesucht. Heribert Steck rief an und stellte sich als Dr. Jens Berthold vor, zwei Wochen später kam eine Einladung zum Vorstellungsgespräch. Dr. Berthold war dieses Mal bestens vorbereitet. Er hatte aktuelle Studienergebnisse parat und schwärmte vom letzten Fachkongress, zudem schöpfte er mit großem Nutzen aus seinen 3 Monaten Praxiserfahrung auf dem bayerischen Land.

Wieder legte er gefälschte Papiere vor: Approbation, Promotion, Zeugnisse, Zulassung zur vertragsärztlichen Versorgung und seinen falschen Pass, den er im Bahnhofsviertel erworben hatte. Dr. Bertholds Lebenslauf war ebenfalls stimmig: Der Vater war Landarzt, die Mutter arbeitete als MTA in einem kommunalen Krankenhaus.

Trotz aller Vorbereitung: Sonderlich raffiniert war er nicht vorgegangen – und doch erfüllte alles seinen Zweck. Niemand schien einen genaueren Blick in die Unterlagen zu werfen, stattdessen überzeugte der souverän auftretende „Dr. Berthold“ mit seinem gefälschten Arbeitszeugnis und zwei Kommentaren zu einer britischen Sepsis-Studie. Dass er seine mangelnde Praxiserfahrung offen ansprach, rechnete man ihm hoch an: „Wir gehen davon aus, dass Sie bei uns noch etwas lernen können“, sagte man ihm – „nur Mut.“ Steck lachte und nickte eifrig, man entschied sich für ihn.

Der neue Job

Zu seinem ersten Arbeitstag fuhr Heribert Steck in bester Stimmung. Er liebte Herausforderungen, sofern sie zu meistern waren – und bei seiner neuen Tätigkeit als Chirurg hatte er überhaupt keine Bedenken. Sicher, er würde Menschen ohne jede Vorerfahrung operieren. Aber er würde das ja nicht allein, sondern unter Aufsicht tun. Und es würde

sich vor allem um kleinere Eingriffe handeln. Außerdem hatte er in seiner dreimonatigen Klinikzeit fast täglich in der Assistenz gestanden, er hatte das Nähen geübt und den Chirurgen aufmerksam auf die Finger gesehen. Heribert fühlte sich für seine Einstiegsposition in Frankfurt bestens vorbereitet.

Auf den OP-Listen fehlte sein Name noch. Am ersten Tag wurde er in die Säle eingeführt, den Kollegen und Pflegekräften vorgestellt, mit Räumlichkeiten, Geräten und Abläufen vertraut gemacht. Erst morgen würde er operieren dürfen. Die Kollegen und das OP-Personal nahmen ihn freundlich, ja sogar herzlich auf. Die Schwestern schienen ihm zugetan, das jedenfalls war sein Eindruck. Wenn Steck in den Spiegel sah, dann erblickte er einen jungen Mann, der gut aussah... der nett, freundlich und kein bisschen arrogant war... Heribert Steck war zufrieden mit sich und seinem ersten Tag in der Klinik. Am Abend gönnte er sich einen Wein und „Handkäs mit Musik“ – er fand Gefallen an Frankfurt und seinen Spezialitäten, und er genoss das Gefühl, angekommen zu sein.

In den folgenden Tagen begann Steck wieder mit dem Operieren. Er assistierte täglich und lernte dabei eine ganze Menge – so jedenfalls kam es ihm vor. Natürlich handelte er sich dabei noch manchen Hinweis ein, der Ton im Saal war ziemlich direkt, doch insgesamt stellte er sich nicht ungeschickt an. Es waren meist kleinere Eingriffe, Metallentfernungen oder Abszess-Spaltungen etwa, bei denen er unter Anleitung mitarbeitete, und die Kollegen waren zufrieden mit ihm. Nach 5 Wochen durfte er mit einem Oberarzt einen einfach gelagerten Beinbruch operieren. Nichts kompliziertes, aber immerhin: Heribert Steck machte einen Beinbruch – und er konnte kaum glauben, wie schnell er sich „fachlich weiter entwickelte“. Seine Kollegen machten ihm ebenfalls Mut: Wenn er so weiter arbeiten würde, dürfte er sicher bald etwas Größeres machen. Heribert Steck war glücklich. Der Schwierig-

keitsgrad „seiner“ Operationen stieg während der nächsten Tage tatsächlich. Auch Fehler machte er dabei keine – zumindest keine, die bemerkt wurden. Trotzdem flog er auf.

Alles verloren

Heribert Steck verlor seine Brieftasche – und mit ihr verlor er seine neue Existenz. Die Brieftasche allein wäre kein Problem gewesen, viel Bargeld trug er ohnehin nie bei sich. Aber leichtsinnigerweise waren in seiner Brieftasche verschiedene Ausweise: Solche, die auf „Dr. BERTHOLD“ lauteten, und solche, die ihn als Heribert Steck auswiesen. Beide Ausweise trugen die gleichen Lichtbilder.

Über einen ehrlichen Finder gelangte die Brieftasche zur Polizei, und diese sah sich den Inhalt der Börse näher an. Man wunderte sich über die Ausweise mit verschiedenen Namen und identischen Bildern. Zwei Beamte fuhren ins Krankenhaus und nahmen Steck zum Verhör mit auf die Wache. Er gestand, dass er kein Arzt war und auch nie Medizin studiert hatte. Er räumte auch die Operationen ein. Aber er bestand darauf: Weder das Krankenhaus noch die Patienten hätten an „seinen“ Operationen jemals etwas zu beanstanden gehabt.

Steck wurde angeklagt. Sein Strafverteidiger riet ihm, ein umfassendes Geständnis abzulegen, das dann strafmildernd berücksichtigt werden würde. Steck folgte diesem Rat. Im Grunde hatte er auch gar nicht vor, sein „Werk“ zu verbergen. Was hatte er denn falsch gemacht? War etwa jemand zu Schaden gekommen? Klipp und klar nein. Anders übrigens als bei vielen echten Ärzten, die bekanntlich immer wieder Operationen „versemmelten“. Das, so Steck, sei ihm nicht passiert!